

BERGE ...

... sind Freiheit, sind Weite, verspielte Grenzenlosigkeit. Steigt man neben dem Waldweg in die Hänge so hebt einen jeder Schritt empor oder lässt einen jäh, vielleicht rutschend, vielleicht springend, tiefer gleiten. Quert man auf grasigem, felsigem oder blätter- und astübersättem Steilhang, so gerät man dabei in immer neue Bewegungen und Gleichgewichte. Man setzt den Schritt auf eine schmale Leiste oder fängt, mal mit der einen, mal mit der anderen Hand, den Körper am Fels, im Gras, Schnee oder am Stamm eines Baumes ab. Wie der Vogel mit großen Flügeln durch den böigen Wind streicht. Es ist ein Leben auf dem Hochseil, dort draußen, voll Lebendigkeit und einer starken, durch den ganzen Körper strömenden Energie. Und es ist tiefe Ruhe zugleich. Es soll Menschen geben, die Berge als bedrängend empfinden, beengend, die sich eingeschlossen fühlen in den Tälern, und in ihrem Blick gehemmt. Böszungig sollen sogar manche von ihnen behauptet haben, diese Enge begrenze auch die Gedanken. Als Hindernis nimmt die Berge aber nur wahr, wer nicht Meister seines Fliegens ist.

Ich, der mit der Landschaft verbunden lebt wie der Tänzer mit der Musik, wie das Kind im Schoß der Mutter, empfinde Freiheit. Hier ist Landschaft raumgreifend und dynamisch, empfängt mich mit offenen Armen und wiegt mich in die Höhe, lässt mich hinabgleiten und führt mich zu immer neuen Aussichten, neuen Blickwinkeln. Auch der zwischen den Bergflanken liegende Luftraum der Täler wird durchmessbar. Die zahllosen Schneeflocken, die an mir vorbei in die Tiefe schauern, und die Nebel, die zu langen Fahnen auseinandergezogen an den Waldbahnen hängen, die unerklärlichen Felswände emporkriechen, die Kare füllen oder über die Grate schleudern. Sie gehen ihren Weg, der sich kaum von meinem unterscheidet, folgen der Topografie ihres Fliegens. Draußen in der Ebene

sind Erdkruste und Lufthülle scharf getrennt. Dort leben wir auf einer Scheibe und ohne Gefühl für das, was tragend unter unseren Füßen und hüllend um uns ist. Drinnen im Gebirge umschlingen sich Luftraum und Erdrelief wie Liebende und wir werden hineingezogen in den Sog ihrer Umarmung.

(Text eines Unbekannten, gefunden im Jahr 2009)

ANFANG

Es begann mit einer Kiste. Eigentlich war es ein Karton, rundherum geschlossen. Er tauchte ganz hinten im Keller auf, den wir ausräumten, als wir aus der Wohnung auszogen. Nachdem sie jahrelang eine WG mit wechselnder Zusammensetzung war, hatten Anne und ich die drei Zimmer im vierstöckigen Stadthaus in den letzten zwei Jahren als Paar bewohnt. Nun war auch für uns das Studierendenleben endgültig vorbei, wir zogen der neuen Arbeitsstelle nach und hatten, als die Letzten, die etwas mühsame Aufgabe so manches Liegeengebliebene aus den Winkeln des Kellerraumes zu entsorgen. Dazu gehörte auch der Karton. Er war schwer und enthielt eine große Menge persönlicher Erinnerungen, Fotos, Notizbücher, handbeschriebene Papiere und verstaubte Datenträger. Er gehörte mir und eigentlich müsste ich mir seinen Inhalt genauer ansehen, um entscheiden zu können, was damit geschehen sollte. Selbst wenn alles wegkönnte, so war es doch zumindest noch Mülltrennung, für die jetzt keine Zeit mehr blieb. Oben in der Wohnung war schon die Abnahme im Gange und als ich den Karton aus dem Keller schleppte, hörte ich die Stimmen das Treppenhaus heruntersinken. Unentschlossen stellte ich den Karton in den Umzugstransporter, in dem noch ein wenig Platz geblieben war. Nach den Formalitäten wollten wir los, es war bereits sieben Uhr am Abend und wurde dunkel. Drei oder vier Stunden nächtliche Fahrt über Autobahnen lagen noch vor uns.

Erst waren wir beide still. Vielleicht einfach, weil wir die uns liebgewordene Stadt verließen. Doch merkte ich bald, dass mich anderes bedrückte. Der schwere Karton hatte mich an Geschehnisse erinnert, die lange zurücklagen.

„Alles klar bei dir?“, fragte Anne nach einer Weile.

„Der Karton meiner Mutter ist auch noch aufgetaucht und ich habe ihn in der Eile mit eingepackt während du mit den Vermietern oben warst.“

„Oh nein, der, den hatte ich ganz vergessen. Deshalb bist du traurig.“ Sie beugte sich ein wenig zu mir und lehnte mit ihrem Kopf an meine Schulter. Nach einer Weile setzte sie sich wieder auf.

„Hast du eigentlich deinen Vater nie gefragt, ob er den Karton haben will?“

„Doch, damals. Er meinte, er könne sich an keinen speziellen Karton erinnern und ich solle damit machen, was ich will.“

„Manchmal frag ich mich“, sagte Anne, „ob er den Verlust seiner Frau wirklich verarbeitet hat.“

„Wir haben beide eine Therapie gemacht und er hat seit Jahren wieder eine Partnerin. Sein Leben ging weiter.“

„Das heißt doch nichts.“

„Komm“, sagte ich, „der Transporter hat einen CD-Spieler. Lass uns Musik hören, etwas von den älteren Sachen.“

Den Karton hatte mir meine Mutter gebracht, als sie mich im ersten Jahr meines Studiums besuchte. Ob sie ihn vorübergehend unterstellen könne, hatte sie gefragt, zuhause bräuchten sie Platz im Keller. Nur bis der Vater nächsten Sommer die Garage erweitern ließe. Das neue Motorrad, das er sich zum zwei Jahre vorgezogenen Ruhestand gekauft habe, müsse jetzt im Winter unters Dach. Ob es hier im Keller o.k. sei, hatte ich gefragt, nachdem wir den Karton hinabgetragen hatten und in der feuchten Kühle standen. Ja, das sei schon gut, das ginge, hatte sie geantwortet. Doch als sie nach einer kurzen, fast unmerklichen Pause, „Pass einfach gut darauf auf, Markus“, anfügte, war plötzlich eine sekundenschnelle verlegene Nähe

in der Luft zwischen uns, und in ihrem Blick eine, wie soll ich es sagen, kurze Traurigkeit, die rasch verflog.

Nur wenige Wochen nach ihrem Besuch, erhielt sie die überraschende und erschreckende Diagnose, die viel durcheinanderbrachte: mein gerade angefangenes Studium, Papas vorzeitigen Ruhestand. Und es wurde so manches über die Jahre vergessen. Der Garagenanbau, das Motorrad, der Karton im Keller der WG.

Es war nach Mitternacht als wir bei der neuen Wohnung in der neuen Stadt ankamen, und da schon eine Matratze, die wir noch am Tag der Unterzeichnung des Mietvertrages hier gekauft hatten, in einem der Zimmer lag, öffneten wir den Umzugstransporter erst am nächsten Vormittag. Da war er wieder, der unscheinbare, aber schwere Karton, und verschwand, erneut aus Unentschlossenheit oder Zeitmangel, als erstes in den Keller. Ganz hinten fand er Platz und war rasch unter anderem verschwunden.

Erst über fünf Jahre später zog ich ihn wieder hervor. Im Keller musste Platz geschaffen werden. Ein Kinderwagen, ein Fahrradanhänger, ein Laufrad, Kartons mit Wäsche, die der Älteren zu klein waren, ihrer Schwester aber noch nicht passten, waren dazu gekommen. Die Wohnung, das Kellerabteil, alles war voll und alles musste griffbereit sein. Abends war ich müde und als die Kinder schliefen, schafften es die nur noch an Computertastaturen gewohnten Hände und Arme kaum, den schweren Karton zu heben, zu halten und zu tragen. Ich schleppte ihn an den alten Schreibtisch, auf dem sich Telefonrechnungen, Briefe und von den Kindern gemalte Bilder stapelten, und an den ich zuvor bereits die Altpapierkiste, eine Tüte für den Restmüll und die IKEA-Tasche für den Elektroschrott gestellt hatte. Mit einem Tee – es war Winter – setzte ich

mich, öffnete den Karton, nahm die obersten Papiere heraus und konnte nicht umhin, zu lesen:

Am 6. Januar fuhr ich ins Gebirge. Die tiefen Hochnebel und Nebel, in die ich aus der morgendlichen Dunkelheit tauchte, blieben am Taleingang zurück und ein hellblau-wässriger Himmel spannte sich weit und bis zu den Gipfeln des Hauptkammes, die in Wolken steckten. Wir wanderten voll Ruhe, Häuser und Tal allmählich hinter uns lassend in den Bergwald hinauf. Milder Sonnenschein wärmte unseren Aufstieg, aus dem hinaus immer wieder und mit der Höhe öfter und weiter, zwischen Baumwipfeln hindurch und weg von unserem Gespräch, der Blick zum Schneeland des Gebirges schweifte, und sich nach und nach all die Felsgestalten zeigten, mal hier, mal dort. Nur noch zum Klipperen musste ich am Gipfel mein Fernglas richten. Er war der Einzige, den ich noch nicht erkannt und in der langen Reihe bisher noch nicht begrüßt hatte.

Immer wieder flossen vom Vorland einzelne Nebelfäden tief unten im Tal herein und brandeten an die Bergsockel. Ab Mittag wuchsen sie zu Schiffen und an den Hängen ankernden Ozeanriesen, füllten das Illertal stetig etwas mehr oder rannten dünn und vereinzelt mit dem Nordwind hinter Berggraten empor in den wieder zunehmend bedeckten Himmel. Als wir weiter gingen, übers Tiefenbacher Eck den Kamm hinaus, rauschte der Bergwald und es schien fast zu regnen unter den Fichten, von ihren Millionen Nadeln herab, die tropfenbesetzt den tauenden Schnee nicht hielten. Die Wolkenkappen der hohen Gipfel im Süden wurden vom Wind zu glatten Buckeln gekämmt und manchmal leuchtete es unvermittelt aus dem Tal herauf, wenn dort ein Sonnenstreifen auf die hereinwirbelnden Nebel fiel. Bis schließlich die runden und gezackten Ränder der fast geschlossenen Wolkendecke des weiten Saales sich erst orange, dann

*rot färbten, und sich kurz darauf die fahl gewordenen Nebelwesen
in einem das Tal und seine Seitenäste füllenden See zur Ruhe legten.*

*Trunken von den Bildern,
den bewegten, den flüchtigen und gesteigert immer wiederkehren-
den Farben, fahre ich,
wieder allein,
durchs Nachtdunkel zurück.
Und möchte schreiben ...*

... schreiben, wie klein wir sind.

Der kurze Text berührte, schien mir fremdartig und wie aus Zeit und Raum gefallen. Wer hatte das geschrieben? Meine Mutter sicher nicht. Die Handschrift war unregelmäßig, das Papier an den Rändern verknittert und die Sätze waren so lang und wirr, als schienen sie nicht enden zu können. Oder zu wollen. Und doch waren sie irgendwie nah. Ich hielt die zwei Papiere in der Hand wie einen unerwarteten Fund am Ackerrand, den die Ahnung einer vorzeitlichen, exotischen Kultur umgibt, der vielleicht archäologisch wertvoll ist, und den man nicht einfach wieder fallen lassen kann. Damit begann eine Entwicklung, die ich zunächst nicht bemerkte, dann nicht verstand, und an deren Ende, nachdem sie sich längst verselbständigt hatte und unkontrollierbar geworden war, ich irgendwann beschloss, sie aufzuschreiben. Vielleicht als Rechtfertigung.

In den folgenden Monaten begann ich in Erinnerungen zu graben, die ein anderer vor Jahren niedergeschrieben hatte. Ich wühlte mich durch Stapel krakelig vollgeschriebener Notizbücher, mit teilweise von Wasserflecken verwischten Sätzen, und durch rudimentär benannte Dateien, ellenlanger rasch herun-

tergeschriebener und von Tippfehlern durchsetzter Texte, die zwei externe Festplatten füllten. Vielleicht grub ich deshalb in dieser steinigen Erde, weil ich selbst einmal viel ins Gebirge ging und dabei nie so recht sagen konnte, warum. Als Jugendlicher waren es die Berge am südlichen Horizont der Landschaft meiner Kindheit, und in den ersten Studienjahren die höheren Gipfel der Schweizer Alpen. All das ist lange her, lange bevor ich mich auf meinen Abschluss konzentrierte und bevor ich die Frau kennen- und lieben lernte, die jetzt mit fragendem Blick die leer gebliebene Altpapierkiste streifte, dann doch lächelte, mir einen Kuss gab und eine gute Nacht wünschte. Ihr, Anne, die fast schon schlief, flüsterte ich wenig später in der Dunkelheit der Decken zu, dass ich mir den Inhalt des Kartons doch genauer ansehen möchte. Hatte sie es noch gehört?

SCHNEE

Wenn ich nun von der Entwicklung berichte, die damals einsetzte, so geschieht es aus der Perspektive eines nicht mehr jungen Menschen in dessen Leben vieles nicht so kam, wie es zu einem bestimmten Zeitpunkt davor ausgesehen hatte. Trotz all den Zielen, die ich einmal glaubte zu verfolgen und vor denen ich kapitulierte, gibt mir eine unbekannte Kraft den Mut, ehrlich zu sein. So brauche ich nichts zu erfinden. Ich tippe nur ab, was ich in einzelnen der Texte las und protokolliere dazwischen die Gedanken, Gefühle und Erinnerungen, zu denen das Gelesene mich mitnahm. Von Anfang an.

Es war noch immer Winter, als ich wenige Abende nachdem Annes fragender Blick auf die leer gebliebene Altpapierkiste gefallen war, einen Text aus dem Karton nahm, der wie unerwarteter Flockenwirbel, Licht in die wochenlange, graue und nebelverhangene Zeit brachte. Es legte sich etwas Helles auf die wenigen kahlen Äste der Bäume, die zwischen den vielen farblosen Hausfassaden kaum deren halbe Höhe erreichen.

VERWALL

Zur Weihnachtszeit heimzugehen bedeutet schließlich heimzukommen in jene Berge, in die ich schon immer ging und die mir gute, alte Freunde sind.

Es regnete ohne Unterbrechung seit zwei Tagen und als wir am Morgen des 21. Dezembers loszogen, standen große Seen in den grünen Wiesen. Die Berge hüllten sich in Wolken und selbst als der Zug hinter Bludenz sich an ihnen emporwand, höher und höher,

da erschienen die schwarzen Wälder noch immer schraffiert vom schräg fallenden Regen – gnadenlos in die letzten Flecken Schnee, der verging.

In St. Anton, auf der Tiroler Seite des Arlbergpasses, fiel Schnee, nasser Schnee, der auf den Straßen sein Weiß verlor. Hinter dem Ort schnallten wir die Skier an und gingen über den gewalzten Spazierweg bis zum Rasthof Verwall, wo wir unter dem Vordach saßen und in die Schneeflocken blickten, wie aberhundert Mal zuvor, so schien es uns, wie jedes Mal wenn wir nach Hause kamen, zur Hütte in der Stille unter dem Patteriol, wo die zwei Täler zusammenlaufen. Und wie jedes Mal dann doch verwundert darüber, wie wenige Male es tatsächlich erst waren. Wir riefen sie uns in Erinnerung, zählten sie. Vor drei Jahren waren wir das erste Mal im Moostal und im Schönverwall und dabei so fasziniert von den Bergen, dass wir in Gedanken nie wieder ganz weggingen. Die Kuchenspitze, die wir schon im Jahr darauf über ihre Nordwand bestiegen, und der Patteriol, zu dem es dann nicht mehr gereicht hatte und für den uns in den zwei folgenden Jahren dreimal das Wetter dazwischen kam. Wie auch jetzt wieder. Schade, dass es ausgerechnet zum Wochenende so schlecht sein muss.

„Vielleicht ist es ja morgen doch sonnig“, meinte Felix und glaubte es selbst nicht. „Die Ausrüstung ist ja dabei und dann kämpfen wir uns durch den Schnee.“

„Wie im Himalaya!“

Schon jetzt hatte es so viel Neuschnee, dass die Lawinengefahr viel zu groß sein würde, um sich in steileres Gelände zu wagen. Aber trotzdem waren wir hier. Es war Weihnachten und vielleicht bekamen wir ein Geschenk.

Nach dem Gasthaus trafen wir keinen Menschen mehr, der Schneefall wurde dichter und dichter, das Schieben der Skier durch den Schnee schwerer, es dunkelte rasch. Und meine Füße sperrten sich gegen diesen einen Ort von wenigen auf der Welt, zu dem

es mich hinzog wie einen Süchtigen. Sie sperrten sich gegen den Schnee, der die Abgründe so wunderbar glättet, der verdeckt, um eine unsichtbare Landschaft sichtbar werden zu lassen, die der Ort unserer Weihnacht sein sollte. Ein Paradies, das in sich schon den Sturz birgt, der folgen muss, wenn man voll Glück zurückkehrt und bald durchschaut, dass die erlebten Augenblicke, die verweilen sollten, doch verwehen. Es ist einer jener Orte, die in der Erinnerung einmal zur Sehnsucht wurden, mehr und mehr vom Denken Besitz ergriffen und schließlich mit Macht den Muskeln befehlen, die Füße weiter zu bewegen und nicht zu fragen erlauben, warum sie sich sträuben und schon nach kurzem Marsch derart unnatürlich schmerzen. Im Dunkeln sahen wir, dass wir von oben bis unten weiß waren, auf der Stirnlampe lag der Schnee zentimeterhoch und ihr Schein traf eine Wand aus Papier. Die Schneestruktur sprach indessen eine deutliche Sprache: regelmäßige kleine Mulden in einer Kette, die nirgends abbricht. Menschen sind hier gegangen und wir werden nicht allein sein, müssen den Ort unserer Weihnacht teilen.

Die zwei anderen hielten die Fensterläden geschlossen; ein mir unsympathischer Brauch, doch wir fügten uns. Kaum waren wir am Kochen, waren sie im Schlafraum verschwunden, worüber wir ganz froh waren, da wir ja allein sein wollten. Stille, Schnee und Tannen, eine Hütte, zwei Räume und je zwei Menschen. Dennoch, als ich später unter warmen Decken lag und mir vorstellte, wie der ganze Schnee, der jetzt draußen zwischen Gstanskopf und Patteriol, Hahnentritt kopf und Drossberg fällt, sich über die kleine Welt legt, in der ich wirklich wieder bin und schlafen werde, da verspürte ich Glück.

Die Türme, in denen der Kuchenspitz-Westgrat gipfelt, waren nicht mehr rauer Fels, sondern weiß, völlig eingeweißt, unglaublich bei solcher Steilheit. Auch am Hahnentritt kopf war kein Fels, kein Gras, kein Lawinenrest mehr zu sehen, sondern alles war sanfte